

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

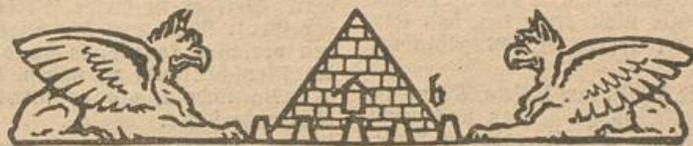
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

22.1.1933 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 4



22. Jan. 1933

J. Thiel / Wilhelm Schäfer: Der Meister des deutschen Volksbuches

Wenn der Gerresheimer Volksschüler Wilhelm Schäfer trotz seines vergeblichen Düsseldorfer Lateinschulversuches sich eines Tages entschloß, Lehrer zu werden, so lag dies eigentlich nur sehr wenig an einer ausgesprochenen Neigung zu diesem Beruf. Aber es hatte dem zukünftigen Lehrer, der schon als fünfjähriger Bub sich im künstlerischen Gestalten mit Schere und Stift verjüchte, starken Eindruck gemacht, daß der Lehrer seiner Schule neben der beruflichen Arbeit noch Muße fand, den eigenen, zeichnerischen Neigungen zu leben und jeden Sonntag vormittag der kunstbegeisterten Jugend des Dries Zeichenunterricht zu geben. Wenn gleich also des jungen Mannes Berufsentscheid im Grunde nur dazu angetan sein konnte, seiner künstlerischen Neigung Raum zur Entfaltung zu geben, und wenngleich die dem Entschluß folgende fünfjährige Internatszeit alles andere war als erfreulich, so hat Schäfer dann später noch sieben Jahre lang in seiner rheinischen Heimat sein Lehramt getreulich erfüllt. Daneben aber fand in der Tat auch seine künstlerische Neigung Weite genug, sich zu entwickeln: freilich in anderer Weise, als Schäfer einst geglaubt, da er ein wenig hinterlistig sich für den Lehrerberuf entschied: an die Stelle des Zeichnens und des Malens trat das Dichten. Daß es so kam, daran mag nicht zuletzt Schäfers nahe Freundschaft mit seinem „Kollegen“ Löwer schuld sein, von dem er selber sagt, daß er ihm als einem seiner Lehrer die geistige Grundlage seines Daseins verdanke. Eines Tages lasen die beiden Björnsons Bauerngeschichte: „Im Uebermut unserer jungen Schöpfe versprochen wir uns, beim nächsten Wiedersehen je mit einer Bauerngeschichte anzukommen.“ Während aber Löwer beim nächsten Zusammenkommen nur ein spöttisches Lächeln hatte für ihren jugendlichen Schöpferdrang, konnte Schäfer wirklich eine Geschichte vorzeigen, die zum Ueberflus auch noch gleich auf Anhieb von einer literarischen Zeitschrift in Hamburg abgedruckt wurde.

Damit war der Damm gebrochen, während schäumte die lang verhaltene Lust am künstlerischen Gestalten in die neu eröffneten Bahnen hinein. Es überschlug sich des Dichters Eifer geradezu, verrannte sich in der jugendlichen Hitze des ersten Schaffens in alle möglichen Gassen und ergab sich schließlich gar dem Bühnentanz. Als dann aber nach langer Pause schließlich im Jahre 1908 das erste Bändchen der „Anekdoten“ erschien, da zeigte sich, daß der Dichter Schäfer die Zeit nicht ungenützt hatte verstreichen lassen. Eine bestimmte Wandlung und Klärung seiner Kunst kündete bereits in diesen ersten Anekdoten sich an. Aber es war ihrer Veröffentlichung ja auch die Entdeckung und das eifrige Studium des alten „Kalendermannes“ Johann Peter Hebel vorausgegangen, dessen

epische Einfachheit und Meisterschaft dem Schaffen Schäfers fortan Richtschnur bleiben sollte.

Während es nun aber Sinn dieser kleinen, sorgsam gefeilt epischen Gestaltungen sein sollte, „in irgend ein Stück Weltgeschichte anekdotisch, d. h. von einer zufälligen Seite aus, hineinzuentsetzen“, genügte dem Dichter gar bald diese Beleuchtung des großen Schicksals vom kleinen Einzelfall her nicht mehr. In der Gestalt Pestalozzis fand er schließlich als ehemaliger Schulmann den größeren Vorwurf und ließ das Leben dieses kämpferischen Menschen im „Lebenstag eines Menschenfreundes“ zu einem Sinnbild des ringenden Menschengeschehens werden. Doch sollte auch damit des Dichters aufsteigendes Schaffen seinen Gipfel noch nicht erreicht haben. Herkommend von der anekdotischen und später dann romanhaften Gestaltung des Menschentums im Einzelfall, setzte er in der Zeit von 1915 bis 1921 seine ganze Kraft ununterbrochen daran, in den „Dreizehn Büchern der deutschen Seele“ dem deutschen Volke die Schicksalsgeschichte seiner Herkunft zu schreiben, damit aus der Vergangenheit ihm das Verständnis erwachse für die unglückbeladene Gegenwart und daraus wieder der Glaube an seine Sendung in der Zukunft. Vom Menschentum hat sich somit Schäfers Kunst zum Volkstum emporgeworfen, vom Roman zum modernen nationalen Epos. Wie aber der Pestalozzroman und in verstärktem Maße noch die „Dreizehn Bücher“ in des Wortes tiefstem Sinne ein Volksbuch geworden, so hat sich Schäfer auch in seinen beiden neueren Schöpfungen, die er dem zwischengeschobenen Versuch einer Wiedergeburt der Aberglaubenssage folgen ließ, als Meister des deutschen Volksbuches erwiesen: in „Huldreich Zwinnli“ und dem „Hauptmann von Köpenick“. Eine kleine Erholungsfahrt ins Reich der heiteren Kunst hat sich Schäfer unterdessen erlaubt, als er in jüngster Zeit sein schalkhaft nachdenkliches Buch vom „Haus mit den drei Toren“ schrieb. Doch blieb er letzten Endes auch hier der Grundhaltung seines bisherigen Schaffens treu.

Denn auch dies Büchlein ist im Wesentlichen ein Sinnbild der ewigen Zweispaltigkeit allen menschlichen Daseins. Und das uns der Dichter in dieser Richtung noch manches zu sagen hat, das beweist schließlich auch sein letztes Buch, das vor kurzem bei Albert Langen / Georg Müller in München, dem Verlag seiner übrigen Werke erschienen ist, das Buch vom „Fabrikant Veilharz“. Es erzählt dies Buch vom „wohlbegründeten Glied“ eines kleinen Fabrikanten, das vom Schicksal „Hilings“ überfallen und in Scherben geschlagen wird, bis Fabrikant Veilharz schließlich die gänzliche Leere und Hohlheit seines bisherigen Lebens erkennt, den Schlussschritt zieht, um hart am Selbstmord vorbei in einer völlig ande-



Wilhelm Schäfer.

ren Welt ein bescheiden friedliches Abendglück zu finden. Seinen eigentlichen Wert aber und seine Bedeutung im Rahmen des Schöpferschen Schaffens überhaupt erhält dies Buch dadurch, daß in ihm wieder ganz wie einst in den Anekdoten vom Einzelfall her ein Stück Weltgeschichte beleuchtet wird. Jugendbewegung, Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen, Weltkrieg an der Front und

drinnen im Lande, Nachkriegswirren, all das sind Probleme, die im Spiegel dieses Einzelfalles hell und deutlich aufleuchten und die Erzählung als solche damit hinauswachsen lassen über die Gestaltung des Zufällig-Einmaligen eines Menschenalters zum Sinnbild einer Geschichtsepoche, die für uns alle von so einschneidender Bedeutung gewesen . . .

Wilhelm Schäfer / Am Rand des Todes

Ein Romankapitel als Stilprobe.

Als der Fabrikant Anton Weilharz in der Dämmerung auf den Kirchhof kam, sich zu erheben, hatte der alte Totengräber ihm willig den blanken Schlüsselbund überlassen; denn er konnte nicht anders meinen, als daß der vom Schicksal verfolgte Mann sich am Grab seiner Frau und Tochter noch einmal in der Stille austrauern wollte. Er hatte ihn nur gebeten, die Pforte hinter sich abzuschließen, und war wie sonst ein redlicher Handwerker in die vor dem Friedhof liegende Behausung gegangen, sein Abendbrot zu verzehren. Daß schon eine andere Menschenseele die Besuchersordnung der Toten übertrat, dies hatte sein Dienstleister nicht bemerkt; und auch der Fabrikant konnte nicht erwarten, daß sein eigenes Leid durch ein anderes an der letzten Absicht gehindert werden sollte.

Indessen wäre auch sonst die harte Waffe an diesem Abend in der Rocktasche geblieben, weil sein Entschluß zu sterben noch nicht alle Bedenken des arglistigen Lebens zur Strecke gebracht hatte. Denn als er das eiserne Gitter an dem Erbbegräbnis aufschloß, darin neben dem Sarg seiner Frau und Tochter der Platz für den seinen wartete, da hatte er zwar ein Gefühl, in den Garten des Todes einzutreten; aber die Bank, auf die er sich setzte, die dunklen Zypressen rundum unter dem dämmerigen Himmel, seine Kleider und Schuhe, seine Hände, sein Atem, den er hörte: alles das war so gut in seinem Sinnesbereich wie sonst etwas in der Welt; und es bedurfte hier wie an seinem Schreibtisch eines andern Schlüssels, in das Gebiet des Todes einzudringen, das nicht einmal in den Gräbern unter der Erde lag, sondern für seine Sinne und seine Gedanken ein Nichtmehrsein war, das er suchte.

Ich muß die Nacht abwarten, die dem Tod näher ist! sagte der Fabrikant hilflos; aber als sich nach einer halben Stunde die Dunkelheit über den Friedhof, über die Kreuze und Bäume gesenkt hatte, war in dem lahmen Rinnsal seiner Gedanken ein Kloß stecken geblieben, der nicht abrinnen wollte. Dem seines Lebens Weberdrüssigen kam auf einmal und mit jedem Atemzug stärker zum Bewußtsein, wie lächerlich sein Vorhaben noch mit dem büraerlichen Dasein zusammenhing, aus dem er doch fliehen wollte: Sie werden mich hier auf dem Erbbegräbnis finden und mit schenklischen Umständen beisehen! Es wird der dritte Skandal um den Ruchberg sein; und der Moralist in der oberländischen Zeitung wird sich noch einmal entrüsten!

Als er solcher Weise aufs sonderbarste angerührt war, wie sich sein verfehltes Dasein auch noch an seinen Tod hängen wollte, erfaßte den Fabrikanten unversehens eine starke Sehnsucht, in der Dunkelheit von hier fort unbekannt und ungenannt zu verschwinden, statt dieses Theater an sein Gedächtnis zu hängen: irgendwo im See zu ertrinken oder von einem Berg zu fallen, wie einmal sein Schulfreund und Teilhaber Kils, von dem er die Fabrik und die Frau übernommen hatte. Weil er aber wußte, daß er auch dies nicht könnte, daß er nicht wieder aus dem Kirchhof fortkam, es sei denn, daß der Tod ihn selber hinnähme wie die Frau Wilhelmine: so geschah es dem Fabrikanten, daß er tief aufstöhnte und darüber in einen großen Schrecken fiel, weil der Aufschrei seiner Brust sogleich einen Spalt in seinen lahmen Entschluß riß, durch den die abgedämmten Gewässer des Lebens gierig herein brachen.

Er hätte gleichwohl noch auf der Flucht vor dieser neuen Betrachtung des Lebens das ausführen können, was zu tun er hergekommen war, wenn das Gesicht seiner eigenen Brust nicht ein Echo gefunden hätte, das durch die Sinne in seine erschrockene Seele einbrach, als gäbe die Welt, die er verlassen wollte, ihm Antwort.

Der Fabrikant Anton Weilharz, der eine halbe Stunde lang am Rand des Todes gelesen und nicht gedacht hatte, daß ihn etwas in die Angelegenheiten der anderen Menschen zurückbringen könnte, hörte deutlich Wehklagen, das nicht aus der eigenen Brust kam und so gewiß Wirklichkeit war wie die Zypressen, die als schwarze Gestalten vor dem Nachthimmel die bleichen Kreuze und Steine bewachten; denn in der halben Stunde war es düster auf dem Kirchhof geworden.

Weil aber die Toten keine Wirklichkeit sind, in ihren Särgen zu wehklagen, können es nur Gespenster sein, die zur Nachtzeit auf Friedhöfen irrlichtern; und der in seinem Leben nicht ängstlich gewesene Mann brauchte Zeit, ehe er durch den Spuk hindurch zur Vernunft kam, daß weder ein Toter im Sarg noch ein Gespenst über den Gräbern sich vernehmlich gemacht hatte, sondern ein Mensch. Aber auch dann noch mußte er seiner Kreatur Mut zusprechen, ein zaghaftes Hallo! in den nächtlichen Friedhof zu

rufen, als ob er die Toten und Gespenster aufwecken wollte; und erst durch den Klang der eigenen Stimme trat sein verstörter Sinn wieder ganz in die Wirklichkeit ein. Es schien ihm, auch sein Hallo habe ein Echo gehabt: einen verröchelnden Schrei. Danach blieb es vollkommen still, bis auf den Naderschlag eines Dampfes, der deutlich vom See herauf hörbar wurde.

Rundum sind Menschen! ermutigte sich der Fabrikant, dessen Seele durch nichts so sehr als die kreatürliche Furcht aus seiner vermeintlichen Todesbereitschaft in die Wirklichkeit zurückgeführt war. Weil er in dieser Wirklichkeit weder länger in dem Gitter der Gruft sitzen noch den Kirchhof auf der Flucht vor Einbildung verlassen konnte, so stand er entschlossen auf, Gewißheit über die Menschenlaute zu haben, die er gehört hatte, und mußte abgründig lächeln, als er unwillkürlich nach der Waffe in seiner Rocktasche faßte.

Die Spätfrühmorgen hatte unterdessen auf mildere Weise die Erde vom Himmel geschieden, der mit seiner Sternenhelle über der stummen Dunkelheit stand. Nur die Kreuze und Steine schimmerten das bleiche Nachtlit über, und es sah fragenhaft aus, wie sie mit ihren harten Formen eine tote Blumenweide über die dunkle Erde breiteten. Wäre nicht die sanfte Helle des Morgens, auf dem der Fabrikant um seiner Fäße willen nur schwerfällig jorktam, wäre nicht die Sicherheit dieser sanften Helle gewesen, der Spuk hätte sich doch wieder an sein Herz gemacht, das noch nicht wieder gewiß in der Wirklichkeit war.

So sah er mit der Spürkraft der kreatürlichen Furcht zur Linken in der dritten Reihe der dort aufgeworfenen Gräber deutlich eine dunkle Gestalt, die offenbar vorher an einem Hügel gekniet hatte und vor Schreden vornüber gefallen war. Mit beiden Händen aufgestützt, starrte sie ihm entgegen, so daß er ihr Gesicht ebenso aus der Dunkelheit schimmern sah wie einen der Steine und Perlkranze.

Hallo! sagte er noch einmal, nun leise und fast gütig, die Frau nicht noch mehr zu erschrecken. Die aber schien in der Stellung eines Bierfüßlers erstarrt zu sein und noch kein Ohr für ein Menschenwort zu haben.

Als er ihr in der fahlen Dunkelheit näher kam, erkannte er die weit aufgerissenen Augen wie Porzellan und das dunkle Loch des offenen Mundes darunter. Offenbar war nun die Frau dabei, ihn für ein Gespenst zu halten, bis ein Ruck durch ihre Gestalt ging, als ob sie sich zur Flucht aufwerfen wollte; doch reichten die Nerven dazu nicht aus: mit der Erstarrung sanken auch die Kräfte von ihr ab, daß sie auf das Gesicht niederbrach und röchelnd nach dem ausgebliebenen Schrei suchte.

Ruhig! gebot der Fabrikant, der vor einer so hilflosen Menschlichkeit die Fassung der seinen wiedergefunden hatte und darum seine Erfahrung der Menschenbehandlung anwenden konnte. Während die Frau immer noch auf dem Gesicht liegend, nach einer gehorsamen Pause eigensinnig zu wimmern begann, weil auch sie nun wieder in die Wirklichkeit zurückkam, fragte er bestimmt: Wer sind Sie? Was machen Sie hier? wobei er sich zu ihr niederbeugte und ihre Schulter mit dem Zeigefinger berührte, um schließlich auch diese Unterhaltung befehlend abzubrechen: Stehen Sie auf!

Wider Erwarten tat die Frau dies sogleich, aber mit abgekehrtem Gesicht; und als er noch wartete, wer sich ihm zu dieser Nachtzeit auf dem Kirchhof bekant geben würde, wandte sie sich von ihm ab, der Pforte zu, deren Richtung sie, mit immer schnelleren Schritten fliehend, nicht verfehlte.

Sie kann doch nicht hinaus! stellte der Fabrikant fest, der ihrer hinflackernden Gestalt schwerfällig folgte und die hellen Strömpe vor sich herflattern sah, als ob sich zwei Kreuzstümpfe von der Erde losgerissen hätten. Aber er hatte vergessen, daß der Schlüsselbund immer noch an der Pforte hing; darum, als er hinzu kam, und die Frau bei der letzten Einbiegung des Seitenweges in die schwarze Allee aus den Augen verloren hatte, war sie fort.

Kopfschüttelnd und von einem Grauen überweht, ob nicht doch alles ein Spuk gewesen wäre, schloß der Fabrikant das Tor der Toten hinter sich zu, schwerfällig, wie es nun einmal sein Mißgeschick war, ins Leben der Menschen zurückzugehen.

(Aus dem Roman „Der Fabrikant Anton Weilharz und das Theater“. Mit Erlaubnis des Verlags Langen-Müller, München, entnommen.)

Georg Zink / Theaterpiel in Alt-Durlach

„Landestreu“, ein schönes, beherzigenswertes Wort in wüster, erhebungsarmer Zeit. Es ist auf den Rücken eines kleinen, abgegriffenen Bändchens geschrieben, das vereinsamt — well einzelt in seiner Art — bei den ältesten Beständen der Stadtbibliothek steht. Druckort und Jahreszahl fehlen. Die wenigen handschriftlichen Worte sind völlig vergilbt und unleserlich. Alle Nachforschungen waren ergebnislos. Dennoch soll dieses bescheidene Stückchen heimattlicher Kulturgeschichte nicht der Vergessenheit verfallen. Wo die Uebersetzung ausfällt, möge die Liebe zur Bühnenpoesie fabulierend ergänzen.

In der Karlsburg der Markgrafen von Baden-Durlach. Die Säle, der umgebende, herrliche Garten und der nahe Freiplatz boten Raum genug für manche erlebte Festschlicht. Zu den packendsten zählten zweifelsohne die Darbietungen der wandernden Komödiantentruppen. Besonders die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland gereisten italienischen Gesellschaften verstanden es meisterhaft, den vollen Zauber theatralischen Wesens auf die Zuschauer auszustreuen. Die bis ins Verschwenberische hochgetriebene Pracht der Kostüme kam ihnen dabei in wunderbarer Weise zu Hilfe, nicht minder die wirkungsvoll hergestellten Ausstattungsgegenstände. Musik und Tänze — letztere nicht unseilen von einem französischen Meister in Szene gesetzt — umrahmten stimmungsbetragend die meist der alten Geschichte entliehenen dramatischen Handlungen. Das gesprochene, oft holprige Deutsch wurde mehr als verdeckt von den gelungenen, klangvollen, italienischen Versen. — „Landestreu“? — So war es eben im Deutschland des 17. Jahrhunderts. Die schrecklichen Wirren des Dreißigjährigen Krieges hatten jede einheimische Kunst unter Trümmern begraben. Schwer und langsam wuchs sie zu neuer, zwar jeder Blendung baren, dafür aber starkwertiger Blüte heran. Bis dahin hatten leider viele gerade der führenden Deutschen sich den ausländischen Aufregungen verschrieben. Oft derart leidenschaftlich, daß ein Zurückfinden zu angestammten Geistestrieben geradezu verlagert war. Auch der Baden-Durlachische Fürst verleugnete nicht den irregeleiteten Geschmack des Damals. Was uns vorliegt, ist der über 100 Druckseiten starke, ohne Zuarlegung einer bestimmten Versform, lediglich endgereimte Text zu einer von Signor Francesco Sylvant gedichteten und komponierten Oper. Sie heißt: „Die unverfälschte Landes-Treu“, das ist Antiochus, der Getreueste unter den Untertanen im Lande.“

Es sind im Spiel:

König Ptolomäus von Aegypten
Fürst Antiochus, General
Des Königs Nichte Prinzessin Arsinoe von Carien, dessen Brant
Dronta, seine Schwester
Fürst Leonildi, Gouverneur der Stadt Memfi
Prinzessin Janisbe von Assyrien, Brant des Königs
Ormonte, Felbgardkapitän.

Was geschieht, ist auf drei Handlungen mit zwölf, siebzehn, bezw. dreizehn Auftritten verteilt. Das Meeresufer, einen Festsaal, auf freiem Platz den Königsthron, einen einsamen Ort, ein finsternes Gefängnis, ein Kabinett, endlich den geöffneten Kerker zeigen die einzelnen Bilder. Es folge, was sich vor diesen Hintergründen abwickelt.

Der zügellose Ptolomäus wurde von den Assyrern bestetzt. Um die verlorenen Ländergebiete zurückzugewinnen, versprach er sich mit Prinzessin Janisbe von Assyrien. Der Vermählungstag naht. Fürst Leonildi und des Königs Nichte, Prinzessin Arsinoe, erwarten die Brant. Ein Sturm zerschelt ihr Schloß; nur sie treibt an Land, doch wartet ihrer der Todesstrank, denn mangelmütig ist des Ptolomäus Herz. Die Freundschaft ihrer Retter bringt der Verschmähten Trost. Arsinoe und Leonildi geloben:

„Ich bleibe ihr getreu,
So lang der Geist im Leib sich wird anhalten,
Und einst das Herz erkalten.
Der so frei
und ohne Scheu
Nur will mit Treu und Glauben spielen
Soll gar bald unsre Rache süßen.“

Diese auszuüben, will Arsinoe den Giftbecher nehmen, in Wahn verfallen, um des Königs Freveltat in alle Welt hinauszuschreiben. Janisbe soll, als Edelmann Sitalee verkleidet, dem Tyrannen ihren eigenen Tod in den Wellen melden. Ptolomäus frohlockt, heuchlerisch verspricht er Arsinoe die vorenthaltene Krone von Carien und bestimmt Dronta, Leonildis Auserwählte, zu seiner Gemahlin. Im Festesjubel verhallt das Gebet des beraubten Liebhabers:

„Ihr Sterne! ach schenket zu unserem Glück
Und laßt verhängen kein traurig Geschick,
Die düstern Wolken des Unglücks abtreibt,
Daß fröhliches Lichte der Sonnen verbleibt!“

Noch einer ist durch des Königs Gewalttaten bitterlich betrübt: Antiochus, dessen verdienter General, der Bräutigam der Arsinoe. Herzlichen Beistand für sie erlebend, trifft ihn der Jörn seines Herrn. Höhnisch ruft er dem aus der Residenz Verbannten nach:

„Führt eine Schönheit hin,
So laßt gleich eine andre Herz und Sinn,
Daß man der ersten kann vergessen,
Ob sie uns schon noch so lieb gewesen.“

Zu spät gesteht Arsinoe ihrem Liebsten das für Janisbe gewagte Spiel der Verstellung. Antiochus, nun ohne Rang und Ehre, wagt nicht mehr, einer gar Gefrönten Hand und Herz anzubieten:

„Süßes Leben! ich scheide, gute Nacht!
Ach! ach! dies ist, was mir den Tod ansagt:
Sie schaue nicht zurück, sonst fühl ich Todeschmerz;
O weh! es stirbt mein Herz!“

Ptolomäus, enttäuscht durch Drontas absehnendes Verhalten, zieht sich in die Einsamkeit zurück.

„Liebesflamme wird zu Eis,
Wann man nachdenkt recht mit Fleiß,
Wie nicht Grausamkeit dort oben
Bei den Göttern wird erhoben.“

Erbittert naht Janisbe:

„Es wollen meine Seele leiten
Zwei Regungen, die mir den Weg beretten,
Wann Rache pflegt aus dem Leid
Der Liebe zu entfehn, und Jörn dem stets nachfolgen
Mit Grausamkeit
Nur Schwert und Dolchen.“

Antiochus eilt mit der Waffe zum Schutze seines Königs herbei. Dieser vermutet Mordgedanken bei dem Beirathen und erklärt ihn des Lebens für verlustig. Vergeblich versuchen Arsinoe und Janisbe die Befreiung des Eingekerkerten.

„Mein Herze bleibt getreu,
Fürcht keine Tyrannet;
Nur was Arsinoe mag quälen,
Empfinde ich in meiner Seelen“

Ist die Antwort auf das mutige Unterfangen der in Zuneigung bezw. Schuldbewußtsein leidenden Frauen. Drontas Bitten vergrößern die Wut des grausamen Königs. Opferdienst soll sie beim Verbrennen des Verurteilten leisten.

„Jetzt ist keine Zeit zu lieben,
Nur Zeit zur Grausamkeit.
Du Undankbare!
Dir wird ein Weh
Dein so vermehrer Bruder sein,
Durch ein so herbe Todespein.“

In höchster Not ruft Leonildi das Volk gen die Untaten seines unmenschlichen Herrschers auf.

„Cerber's-Bellen
Aus der Hölle,
Samt der Hydra,
Und Hecate sind da.“

Antiochus, wenn auch der Ketten frei, kann die dem Gebieter geschworene Treue nicht vergessen. Obwohl zurückgetreten, will er Arsinoes würdig bleiben.

„Helle Augen: deren Strahlen Glut
In meiner Brust ein Mut
Und Feuer zu kriegen anzünden tut;
Durch eur holdes Fraugen
Hoff ich den Sieg zu erlangen.“

Mannhaft tritt er den Aufständigen gegenüber. Der aufs höchste erschütterte König legt sein Leben in die Hand Drontas, der als Brant und Schwester schwer Gefrönten. Da tritt Sitalee-Janisbe vor:

„Den Verräter und Tyrann
Wird endlich gereuen,
Was er mir zu Leid getan;
Mein mutger Arm wird sich erfreuen,
Wann er durch einen lähnen Streich
Mich einer Heldin machet gleich.“

Antiochus' Gebot heißt: Frieden. So erhält denn Janisbe den durch Unglück geläuterten königlichen Gatten, Leonildi seine Dronta und Arsinoe den „Getreuesten unter den Untertanen“ im Lande der Pyramiden.

„Die Sonne nun den Tag will machen
Viel heller als sonst einmal;
Es folgt Freude, Lust und Lachen
Auf Angst, Not, Kummer und Qual,
Weil heut der Lieb gebührt zu lohnen
Nach Tod
Mit Freud
Und Herrlichkeit,
Ja, prächtig zieht mit Szepter, Kronen,
Seid frei,
Wie treu
Die Liebe sei!“

Dieses ist der Inhalt der in der Ursprache eingestrenten, über 40 Arien reichen, altertümlichen Bühnendichtung.

Die Namen der Sänger, bezw. Darsteller sind nicht angegeben. Zur Statistik sind wahrscheinlich Militärpersonen, Hoftrabanten, wenn möglich Studenten oder fahrende Schüler herangezogen worden. Die Tanzleistungen arrangiert der Balletmeister Monsieur

Mißoly. Keine der bislang erschienenen theatergeschichtlichen Abhandlungen hat das zur Besprechung stehende Bühnenwerk in ihren Programmlisten erwähnt. Auch der Name unseres Dichters bzw. Komponisten, der vielleicht zugleich als Prinzipal einer Künstlervereinigung fungierte, ist nirgends zu finden. Die Suche nach Notenheften in Instituten und Antiquariaten brachte keinen Gewinn.

Ob die Vorstellung auf einer Saal- oder Straßengerüstbühne stattgefunden hat, ist ebenfalls nicht festzustellen. In Anbetracht des stattlichen Personenaufwandes im dritten und siebenten Bild liegt die Annahme nahe, daß es sich ziemlich sicher um eine Freilichtdarbietung gehandelt hat. Spuren der alten Naturbühne sind noch heute im Durlacher Schlosspark vorhanden. Die phantasiereichen Malereien der gestaltenden Künstler des Sonnenkönigs (1643-1715) mit ihren, für die ganze höfliche Welt damals vorbildlichen Gartenfesten und Geselligkeiten im Freien in Groß- und Klein-Trianon bei Versailles beeinflussen unsere Vorstellungsgabe. Die Gewässer in den gärtnerischen Schlossanlagen kommen in den Sinn und bieten sich als willkommene Szenerien für den ersten Spielplatz an. Beschnittene Taxushecken und wenige, charakteristische Verfassstücke haben für alle anderen Auftritte gewißlich vollkommen genügt. Im magischen Facelscheine gewannen die Kerkerzonen noch an Gruseligkeit.

Es muß in gleicher Weise entzückend gewesen sein, Komödianten, wie Zuschauer in einer ausgesucht stimmungsvollen Umgebung bewundern zu dürfen. Die Aufführung auf dem „Durlachischen Schauplatz zu Carolsburg“ muß zwischen den Jahren 1650 und 1689 stattgefunden haben, denn auch Durlach ist im französisch-pfälzischen Erbstreit von General Melac vernichtet worden. 1715 wurde die Regierung nach Karlsruhe verlegt. Jäger, Füsilier, Trainsoldaten exerzierten und lagerten nun, wo einst eine stolze Hofgesellschaft in französischer Eleganz einhergeschritten war. Zur Kaserne war das Schloß geworden. Einzig ein Denkmal für dessen Erbauer, den Markgrafen Karl den Zweiten, welches neuerdings ins Rathaus verlegt worden ist, erinnert an gewesene Herrlichkeit. Durlach verlor rasch an geschichtlichem Ansehen, und ein idyllisches Endchen deutscher Kleinstadterei ging verloren. Karl Friedrich, der letzte Markgraf von Baden-Durlach — die katholische Seitenlinie Baden-Baden war 1771 erloschen — erwarb Kurpfälzische und Breisgauer Gebiete zu den ursprünglich alemannischen, später fränkischen Landen und nahm 1803 die Kurwürde an. 1806 erhob er das vereinigte Baden zum Großherzogtum, aus dem sich 1918 ein freier Volksstaat gebildet hat.

Vieles zerfiel mit dem rastlosen Laufe der Vergänglichkeit. „Landestreu“ blieb erhalten. Welch hoffnungsvolles Schicksalszeichen für Gegenwart und Zukunft!

Julian Landau / Einsamer Feldweg im Winter

Tags zuvor war der erste Schnee gefallen, dicht und unaufhörlich, so als wollte sich der graue Himmel ganz in diese tanzenden, wirbelnden Flocken auflösen und sacht auf die Erde herabsinken.

Nun gehe ich allein mit meinem Hund auf dem einsamen Feldweg in den Wintertag. Der Schnee knirscht unter meinen Füßen, und wo wir gehen, bleiben meine Fußstapfen zurück und die zierlichen Spuren der Pfoten meines Hundes. Die Felder atmen leise unter den weichen, blendenden Polstern im todestiefen Schlaf des Winters. Auf den nackten Ästen der Bäume am Wegrand liegt der Schnee wie weißer, schimmernder Pelzbesatz.

Die Stille rings ist feierlich wie das inbrünstige stumme Gebet eines großen Mönchs. Die Bäume träumen von den süßen Schauern kühler Frühlingwinde, und wenn ein Krähenstern sich auf den Ästen niederläßt und rastet, so wöhnen sie im Traum, sie trügen Früchte, riesengroße, lebendige unheimliche Früchte, und sie stöhnen leise in ihrem Traum wie unter einem Alb... Das Musen der großen schwarzen Vögel, das zuweilen krächzend durch die Stille geht, aufschreckend, als kündete es nahes Unheil an, kann sie nicht aus ihrer Starrheit wecken...

Die Ferne ist überall mit grau-violettem Dunst verhangen. Wenn neben uns aus den Nestern Raben aufsteigen, springt mein Hund, schwarz wie sie, hoch in die Luft, als volle er sie fangen; und er stößt ein klagendes Gebell aus, das wie ein Vorwurf klingt, daß er nicht auch fliegen kann. Aber er hat diese Zurücksetzung bald wieder vergessen und bohrt voll Uebermut die Nase tief in den Schnee, den er spielerisch in die Luft wirft und mit dem Maul wieder auffängt. Wenn von Zeit zu Zeit ein Windstoß Schnee von den Bäumen rieseln läßt, vergnügt er sich damit, nach den Flocken zu schnappen.

Die Stadt mit ihrem lärmvollen Getriebe liegt unendlich weit hinter uns und ist mir nicht mehr als die blaße Erinnerung an einen wildbewegten Traum. Alles, was die Menschen dort ernst und wichtig nehmen, erscheint mir jetzt so lächerlich und klein...

Ich möchte nicht zurück in die Stadt und zu den Menschen. Ich möchte in den Feldern leben und mit den schönen Tieren des Waldes, die von den Menschen aus dem Hinterhalt blutig geschossen werden. Ich möchte sie lehren, wie sie den todbringenden Kugeln entgehen können. Und in der Weihnachtsnacht möchte ich hundert und mehr Wachskerzen auf eine hochragende Tanne stecken und sie entzünden, damit sie weithin leuchten und von allen Tieren des Waldes gesehen werden; dann kämen, von dem milden Schein gelockt, die Tiere, große und kleine, aus allen Gegenden zutraulich herbei und würden aus meinen Händen reichliches Futter als Gabe nehmen. Mein Hund würde gut Freund mit ihnen werden und in fröhlichem Spiel mit ihnen sagen und springen. Ich frage

ihn, ob er das wohl möchte, und er kommt freudig gesprungen, blickt mich mit seinen treuen braunen Augen jählich an und leckt mir die Hand. Ich streiche seinen schwarzen Kopf mit dem runden braunen Flecken über den Augen und muß dabei denken, daß die Menschen einen unter ihnen, der besonders schlecht und gemein ist, einen Hund nennen. So töricht sind die Menschen und so sinnlos reden sie daher. Und so sind die Menschen, daß einer kommen kann und sagen: „Sie haben da einen schönen Hund, einen Dobermann, wie ich sehe, rassistisch und gut gebaut. Würden Sie ihn mir verkaufen? Als ob du Sache wärest, mein Hund. Etwa eine silberne Zigarettenbox oder ein schöner Spazierstock aus Ebenholz. Soll ich ihm erzählen, daß schon deine Mutter, die immer so freundlich und heiter war wie ein heller Frühlingstag, und die nun, ach, schon lange tot ist, mein treuer Kamerad gewesen, so wie du jetzt, und daß ich dich aufgezogen habe? Daß ich schon zweimal mit dem Tod um dich gerungen habe, als dich auf deinem Lager das Fieber schüttelte und du aus matten Augen mit dem ganzen grenzenlosen Vertrauen zu mir aufblicktest, als läge es nur an mir, dir zu helfen? Er würde wahrscheinlich verständnislos lächeln, wie ich das oft erlebt habe, mit diesem leeren Lächeln, und würde sagen: „Aber, aber. Es ist doch nur ein Tier.“

Ja, so sind die Menschen. Und wie wir weitergehen auf dem einsamen Feldweg in den sinkenden Wintertag, werden die vielerlei Grausamkeiten, Tücken und Bosheiten, die ich durch sie erlitten habe, schmerzhaft in meiner Erinnerung lebendig. Und ich muß denken, wie es kommt, daß die Menschen nicht gut zueinander sind und zu aller Kreatur, denn alle haben doch ihre Mühsal und ihr Leid auf dieser Erde und sind Brüder auf dieser kurzen Wallfahrt in den Tod...

Schon löst die eilige Winternacht rasch die letzten fahlen Lichter des Tages aus und entzündet die stimmernden Himmelskerzen. Der Mond steht kalt und fern mit seinem bleichen erborgten Schein über den geisterhaft leuchtenden Schneefeldern...

Mein Hund drängt sich an mich und mahnt umzukehren. Wir gehen den Weg zur Stadt zurück und zu den Menschen. Die Kälte brennt auf der Haut, und wir eilen.

Bald sehen wir die Stadt mit ihre Lichtern vor uns liegen wie ein seltsames, riesenhaftes Tier mit tausend feurigen Augen, und schon erreichen uns dumpf die ersten Wogen des Lärms.

Ein Stück Wegs noch zwischen winterlich fahlen Gärten hin, dann tauchen wir unter im Meer der Häuser.

Und irgendwo weit hinter uns liegen die einsamen Felder und der verschneite Wald mit seinen schönen Tieren, still und feierlich wie die heilige Nacht...

Und der Atem der geheimnisvollen Gottheit weht hoch über den Wipfeln...

Paul A. Schmidt / Schlaf der Erde

Wenn trüb das Blut der Erde stockt,
Im fahlen Baum der Rabe hockt,
Der Frost mit halter Mörderhand
Das arm gewordene Feld umkrant.

Wenn steil der Rauch aus Hütten steigt,
Am Himmel sich kein Wölkchen zeigt
Hebt still das Jahr zu steigen an,
Und höher läuft die Sonnenbahn.

Ganz tot ist noch nicht alles Blut,
Es schläft nur tief in sicherer Hut
Als Saft im Baum, als Tier im Wald,
Denn es ist kalt, ja bitterkalt.

Der Bauer denkt: Der Frost bringt Schad',
Kein Schnee bedeckt die Winterfaat,
Kein weißes Peilach schützt das Feld,
Mit toten Augen schläft die Welt.

Doch manchmal schon, zur Mittagsstund
Bricht Sonne in den toten Grund,
Dann schmilzt das leicht getaute Land
An Stiefel und an Hosenrand.